

NORDEUROPAforum
 Zeitschrift für Politik,
 Wirtschaft und Kultur
 ISSN 1863639X
 1/2000
 10. Jahrgang (3. der N.F.)
 Seiten 76-79

[zur Startseite](#)

Lars Nilsson, Sven Lilja (Hrsg.): Invandrarna och lokalsamhället.

Historiska aspekter på integration av invandrare i nordiska lokalsamhällen. Stockholm: Stads- och kommunhistoriska institutet 1998, 237 S. (= Studier i Stads- och kommunhistoria 16).

„Ethnizität war in Skandinavien lange kein Thema, das zu diskutieren war“, postulieren die Herausgeber dieses Tagungsbandes. Statt dessen wurde bislang überwiegend die Frage nach der Einwanderungspolitik in Nordeuropa vor dem Hintergrund einer behaupteten langen ethnischen Homogenität der nordischen Länder diskutiert. Die in der Nachkriegszeit einsetzende Einwanderung von Arbeitskräften aus Südeuropa wurde abgelöst von Flüchtlingen aus der Dritten Welt. Ethnizität erhält damit eine neue Rolle im Norden; die modernen Kommunikationsmittel künden von der multikulturellen Gesellschaft, und die im Vergleich zur ursprünglich ansässigen Bevölkerung starken Einwanderergruppen können in den einzelnen Städten eine ausnehmend große Rolle spielen.

Somit lautete die Leitfrage der Konferenz, wie Flüchtlinge in verschiedenen Kommunen aufgenommen werden und welche Rolle die Einwanderer in den jeweiligen Gemeinden einnehmen; im Mittelpunkt stand dabei die Relevanz des Ortes selbst, und somit sollten die Bedingungen für die Möglichkeiten der Einwanderer, sich in den für sie neuen sozialen Räumen zu organisieren, ermittelt werden. Der Band ist dabei chronologisch in vier Abschnitte geteilt, wodurch Veränderungen und neue Problemstellungen bezüglich des Kontaktes zwischen Einwanderern und einheimischer Bevölkerung im Laufe der historischen Entwicklung bis zur heutigen Situation deutlich werden.

Der Schwerpunkt des ersten Teiles des Buches liegt auf der Betonung der Relevanz von Migranten für die ökonomische Entwicklung im Norden. Diese Darstellung erklärt sich aus der historischen „Migrationspolitik“; in Schweden wurden Einwanderer gebraucht, die Know-how sowie Kapital mitbrachten. Solange die städtischen und dörflichen Milieus, in denen Einwanderer angesiedelt wurden, noch expandierten, war die Aufnahme der neuen Siedler meist – trotz mancher Gegenbeispiele – problemlos. Die Artikel beschreiben aber auch kompetent und konstruktiv die Transformation der Einstellung gegenüber Migranten im Norden. Die Veränderung der Einwandererpolitik seit dem 17. Jahrhundert – als Immigranten ins Land geholt wurden, um zum Beispiel zum Aufbau der Stadt Göteborg, einem damals sumpfigen Loch, beizutragen – zu einer Politik, die einen leise moralisierenden Unterton hat, wird an einem ursprünglich rein geographischen Thema sehr deutlich. Der Wandel der Politik wird am Paradigma der Stadt entwickelt, die die Problematik „augenfällig“ werden lässt.

Der zweite Teil, der sich der Einwanderung in Dörfer und kleine Ortschaften widmet, zeigt anhand von personenbezogenen Fallstudien die Entwicklung in Skandinavien und Finnland bis 1850 auf: Hier stellt sich schon auf Grund der Beispiele die Frage nach der Möglichkeit der Bewahrung einer kulturellen Identität, die sich verständlicherweise nicht generalisierend beantworten lässt. Unterstützend wirken sich die Größe der Gruppe, die geographische Konzentration und eine eventuelle berufsbezogene Gruppenidentität aus.

Holländische Papierarbeiter, die sich Mitte des 18. Jahrhunderts in Tumba, einer Gemeinde südlich von Stockholm, ansiedelten, konnten eine gewisse Zeit, begründet durch ihre Kenntnisse, eine kulturelle Identität aufrechterhalten. Ihre Gruppe war jedoch zu klein, um eine wirkliche Kontinuität zu schaffen: Sie wurden relativ bald assimiliert, wie die Verfasserin des Artikels, Birgitta Conradsson, konstatiert. Ähnlich erging es einer Gruppe von „Wallonsmiden“, das heißt, ursprünglich nach Schweden eingewanderten wallonischen Eisenarbeitern, die in den 30er und 40er Jahren des 18. Jahrhunderts in die Gemeinde Antskog im Süden Finnlands ausgewandert sind und deren Entwicklung von Veli-Matti Pussinen beschrieben wird. Dort wurden die Fremden schon als – nicht mehr so fremde – Schweden betrachtet. Dass die aus dem Ursprungsland mitgebrachte kulturelle Identität zumindest teilweise und manchmal über Jahrhunderte bewahrt werden konnte, zeigen die beiden Beiträge über die nach Nordnorwegen eingewanderten kverner (Personen mit finnischem Hintergrund) einerseits und über die ins dänische Amager eingewanderten (zugewanderten) Holländer andererseits. Die Bedeutung, die in diesem Prozeß die geographische Abgeschiedenheit des Siedlungsgebietes hat, wird allerdings nur für die nach Dänemark ausgewanderten Holländer hergestellt und zugleich betont.

Für die Zeit nach 1850 werden drei Studien vorgelegt, die sich mit der Einwanderung in Städte in Skandinavien beschäftigen. Der Beitrag von Björn Horgby weckt dabei die höchsten Erwartungen gerade auch für die gegenwärtige Diskussion, denn anhand der Entwicklung in Norrköping will er die Entwicklung von einer homogenen Kulturausrichtung zu einer beginnenden „mångkulturellt samhälle“ in Schweden zeigen. Leider muß sich der Artikel zu sehr beschränken, um diesen Wandel in einer größeren Perspektive zeigen zu können. Dennoch kann die Beschreibung Horgbys als guter Ausgangspunkt für weitere Untersuchungen dienen, die historische Migrationsbewegungen analysieren, denn er beschäftigt sich mit verschiedenen Gruppen und liefert Ansatzpunkte zur Auseinandersetzung mit ihrer Integration. Der Titel des Textes: „Hotfulla främlingar!“ weist auf die Intentionen hin: Horgby beschäftigt sich nicht ausgiebig mit Tabellen und Kurven, sondern sammelt Einzelfälle, die das Verhältnis zwischen Schweden und Migranten beleuchten. Die gewählten Beispiele stammen aus einer Zeit, in der der europäische Markt liberalisiert wurde (die Liberalisierung des europäischen Marktes eingeleitet wurde) und damit der (in Norrköping dominierenden) schwedischen Textilindustrie erst einmal Absatzschwierigkeiten bescherte – wodurch die Attitüde gegenüber den Fremden sicherlich verschärft wurde. Eine interessante Ergänzung wäre sicher ein Vergleich mit einer zur gleichen Zeit prosperierenden Stadt.

Robert Schweitzer befaßt sich in seinem Aufsatz ausgiebig mit der Demographie in Helsinki. Er stellt dabei fest, dass die im 19. Jahrhundert eingewanderten Lübecker Händler sich zum größten Teil weiter ihrer Profession in der Stadt gewidmet haben. Man führte also eine Tradition fort, die sich schon in Hansezeiten etabliert hatte. Auch der dritte Beitrag dieses Abschnittes zeigt deutlich, dass sich Einwanderer in der jüngeren Zeit in der Regel in größeren Städten niederließen, denn hier konnte man eventuell Arbeit finden und auf eine positive Integration hoffen. Solange die Migrantengruppen nicht zu groß und nicht zu einer ökonomischen Bürde für

die Stadt wurden, war die Integration auf jeden Fall erleichtert.

Im vierten Abschnitt zeigt sich dagegen, dass sich in kleineren Gemeinden die Gesellschaft oft völlig polarisiert hat: Ein Teil der Bevölkerung für, ein Teil gegen die Fremden. Damit ist der noch im Vorwort des Bandes erhobene Behauptung, in einem kleineren Ort könne eine Einwanderergruppe wegen ihrer relativen Größe leichter assimiliert werden, überzeugend widersprochen. Es müsste wohl eher darauf verwiesen werden, dass eine solche Gruppe leichter in der Lage ist, ihre eigenen Konstruktionen des täglichen Lebens aufrechtzuerhalten.

In diesem Zusammenhang vermag der Beitrag über die Ende des letzten Jahrhunderts in die dänischen Landstädte gerufenen polnischen Industriearbeiter jedoch nicht zu überzeugen. Zwar waren offenbar viele Polen aufgrund der Diskriminierungen, denen sie durch die dänische Bevölkerung ausgesetzt wurden, zur weiteren Migration nach Nordamerika gezwungen; andererseits wurde den Polen die Möglichkeit eröffnet, eigene katholische Kirchen zu bauen und zu unterhalten. Auf die Frage, ob dies als Ausdruck einer bewahrten eigenen Identität zu werten ist oder ob sich daran auch die Toleranz des protestantisch geprägten Dänemark ablesen lässt, geht der Autor des Beitrages nicht ein.

Den wohl bis dahin frappantesten Fall der Einwanderung nach Skandinavien beschreibt Charles Westin in seinem Beitrag über die Flucht asiatischer Ugander nach Schweden. Im August 1972 wurden auf Befehl Idi Amins alle Bewohner asiatischer Herkunft Ugandas gezwungen, das Land innerhalb von drei Monaten zu verlassen. Viele der Flüchtlinge kamen in Auffanglager in Europa, von wo aus sie auf verschiedene Länder verteilt wurden. Ugandisch-asiatische Flüchtlinge machten im Dezember 1972 die erste Gruppe außereuropäischer Flüchtlinge aus, die in Schweden aufgenommen wurde. Charles Westin hat die Annahme von schwedischen Lebensmustern bei den Flüchtlingen untersucht, die sich sehr schnell integriert haben, begünstigt durch den Umstand, recht gewiß zu sein, nie mehr nach Uganda zurückkehren zu können. Die Integration beinhaltet eine Änderung der Verhältnisse nach „außen“; die untereinander bestehenden Beziehungsgeflechte, die man schon aus Uganda mitgebracht hatte, blieben jedoch zum großen Teil bestehen. Die Statusrelevanz blieb wichtig für das Verhältnis zu anderen Hindus zum Beispiel, hier wurde die Kastenzugehörigkeit (jati) weiterhin gepflegt, im Verhältnis zu Schweden aber unterdrückt. Warum ist diese Form der Zugehörigkeit so bedeutsam, dass sie auch weiterhin gepflegt wird – in einem Land, das solche Unterschiede lieber negiert? Westin erklärt dies mit dem Erfolg der meisten Uganda-Asiaten, die sich in Schweden erfolgreich eine zweite Existenz aufgebaut haben, und zwar eben, weil sie so enge Gruppengrenzen aufrechterhalten haben, die sie aus ihrem Mutterland her kennen. Die Grenzen werden zu einer Überlebensstrategie, wie sie auch schon in Ostafrika dem gleichen Ziel gedient haben. Erst als das Hauptziel die Akkulturation in Schweden wird, verweichen die Grenzen.

Sehr interessant ist die Darstellung von Mary Bente Bringslid, die sich mit der Besiedelung westnorwegischer Küstenorte durch Migranten beschäftigt und dabei Zygmunt Baumanns These vom Streben der westlichen Moderne

als einer Suche nach endgültigen Lösungen zur Anwendung bringt. Das Streben nach einer einheitlichen Haltung, die Suche nach einer eindeutigen Positionierung der Fremden hat nach ihrer Auffassung nicht unbedingt einen Gegenpol in „moderner Reflexivität“, sondern zeigt sich als Vermeidung von Ambivalenz. Sie kann mit ihrer Arbeit die Kluft überbrücken, die sich in den bisherigen Beiträgen zwischen Migranten in Stadt und Land aufgetan hat – die Attitüde, mit der ihnen entgegengetreten wird, hat denselben Hintergrund.

Frauke Hillebrecht